

knochen in spätantiken Befunden auf den geringer werdenden Wohlstand der ländlichen Bevölkerung hinweisen. Bei Rindern lasse sich das Auftreten großer römischer Tiere - gegenüber der kleinen germanischen Rasse - ab etwa 80 n. Chr. nachweisen. In der Spätantike fänden sich wieder vermehrt Knochen kleinerer und mittelgroßer Tiere, vielleicht Folge des Ausbleibens großer Zuchtstiere aus Italien und der Herausbildung einer Mischpopulation römischer und germanischer Rinder. In der älteren Merowingerzeit scheine es nur noch kleine Rinder, Schafe und Schweine zu geben, und seit der Spätantike nähmen auch Wildtierknochen wieder zu (S. 100-102).

Im Bereich der Wasserversorgung zeige sich, daß Brunnen mittelkaiserzeitlicher Entstehungszeit erst im 4./5. Jahrhundert verfüllt worden seien. Auch in der Spätantike sei gewährleistet worden, daß über Brunnen und Leitungen Wasser mit möglichst hoher Qualität zur gestanden habe (S. 104 f.).

Aus dem „vergleich mit anderen kaiserzeitlichen Siedlungslandschaften“ sei hier nur der mit der „Kempener Lehmplatte“ in der Nähe von Krefeld und Neuss herausgegriffen. Auch dort habe im 2. Jahrhundert eine starke Vermehrung der Siedlungen eingesetzt, während ab 200 ein kontinuierlicher Rückgang zu verzeichnen sei. Allerdings sei das Gebiet im Gegensatz zur Aldenhovener Platte im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts bereits „siedlungsleer“ gewesen; vermutlich aufgrund der deutlich geringeren Siedlungsdichte dort (S. 108).

In seiner Gegenüberstellung von archäologischen Befunden und historischen Quellen konstatiert der Verfasser für die ersten 130 Jahre seit der Unterwerfung der gallischen Eburonen (53 v. Chr.) im wesentlichen eine „Forschungslücke“. Der Schluß auf eine geringfügige Besiedlung in vordomitianischer Zeit sei jedoch voreilig, da es sich um Einzelsiedlungen gehandelt haben könne, die infolge starker Erosion nicht erhalten oder durch spätere römische Steinbauten überprägt worden seien. Für das 3. Jahrhundert stelle er Zerstörungsschichten in vier *villae rusticae* fest, von denen einige vor die Ereignisse von 257/60 und 275/76 zu setzen seien, so daß die historische Überlieferung hier durch die Archäologie ergänzt werde. Umgekehrt bleibt aber zu fragen, wie sicher die historische Quellenlage besonders für die genannten Germaneneinfälle ist und welches Ausmaß an Zerstörungen sie tatsächlich mit sich gebracht haben könnten. Eine Brandschicht allein ist noch kein Beweis für eine kriegsbedingte Zerstörung. Und einen „Zerstörungshorizont“ nach einem überlieferten historischen Ereignis zu datieren, das - unbewiesen - als Grund für die Zerstörung angesehen wird, bedeutet in einen Beweiszirkel zu geraten. Schließlich hätten, wie der Verfasser selbst bemerkt, auch die Germaneneinfälle des 4. Jahrhunderts nicht zu einem Rückgang in der Zahl der ländlichen Siedlungen geführt, wie dies für das letzte Drittel des 3. Jahrhunderts angenommen wird.

Mit allen ihren gelösten und offenen Fragen stellt die vorliegende Publikation einen wegweisenden Beitrag zur Erforschung der ländlichen Siedlungsregionen in der Römischen Kaiserzeit dar, der zu weiteren Untersuchungen auf dieser Ebene anregen sollte. Vielleicht wird sich so die eine oder andere Fragestellung in Bezug auf Kontinuität oder Diskontinuität im Siedlungswesen als Scheinproblem herausstellen, das seine Existenz lediglich hartnäckig vertretenen Fehldeutungen unsicherer Quellen verdankt.

Frank Unruh, Trier

**Fritz Mangartz**, Die antiken Steinbrüche der Hohen Buche bei Andernach: Topographie, Technologie und Chronologie. Vulkanpark-Forschungen 1, Andernacher Beiträge 13 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz 1998). ISBN 3-88467-041-7. 119 S., 54 Abb. und Tab., 53 Taf., 8 Farbtaf., 3 Karten. Gebunden, 19,- €.

Irgendein Zufall wollte es, daß der Rezensent vor dem vorliegenden ersten Band der Vulkanpark-Forschungen den zweiten erhielt (vgl. Trierer Zeitschrift 63, 2000, 449-451). Während dieser eine Kombination von Aufsatzsammlung und Katalogband darstellt, ist der hier besprochene eine klassische Monographie, die aus der Magisterarbeit des Verfassers entstand.

Einleitend referiert dieser die Geschichte der Erforschung antiker Steinbrüche allgemein, die der Steinbrüche im Rheinland und schließlich die seines speziellen Untersuchungsgegenstandes, der Steinbrüche der „Hohen Buche“ bei Andernach, selbst (S. 1-4). Aus den konstatierten Mängeln bisheriger Publikationen resultiert die Zielsetzung, „für die ‚Hohe Buche‘ mit der hier bestehenden großen

zeitlichen Tiefe der Abbautätigkeit, beispielhaft die möglichst vollständige topographische Aufnahme und die genaue Darstellung sowie Kartierung der Abbauspuren und Werkstücke vorzunehmen“ (S. 4).

Und dieser anspruchsvollen Programmatik folgt der Autor im Folgenden mit äußerster Präzision. Es kann hier nicht der Platz sein, alle Detailuntersuchungen zu Abbauspuren und Werkstücken (S. 11-37) sowie die Beschreibungen der Steinbrüche (S. 38-56), die zudem noch reichhaltig illustriert sind und mit Tabellen erschlossen werden, anzusprechen. Daher soll nur ein cursorischer Übersicht über die Publikation erfolgen.

Nach einer Beschreibung von Lage und Geologie der „Hohen Buche“, die auch die Mineralogie der beiden Lavaströme, die sich vor etwa 100000 Jahren aus dem Krater ergossen, berücksichtigt (S. 5-8), referiert der Verfasser seine eigenen Geländearbeiten in den Jahren 1993/94 (S. 9 f.). Danach geht er zu den Abbauspuren und Werkstücken über, wobei zunächst die festgestellten Varianten der ersteren, Keiltaschen, Keiltaschen in Schalrinne, Keilrillen und Bohrlöcher (Abb. 4), sowie die eingesetzten Techniken erläutert und durch schematische Darstellungen illustriert werden. Die Tabelle Abb. 5 bietet einen Überblick über die Verteilung von Abbauspuren und Werkstücken der „Hohen Buche“. Als letztere wurden Mühlsteine, überarbeitete Mühlsteine, Reibsteine (S. 33-35), überarbeitete Blöcke, Pflastersteine und sonstige Bearbeitungen, zu der Treppenstufen, Markierungen und andere Elemente der Bruchorganisation (S. 35 f.; vgl. 41) gehören, festgestellt.

Die für die Technikgeschichte sicherlich bedeutsamen Untersuchungen zur relativen und absoluten Chronologie ergaben als älteste Abbauspuren an der „Hohen Buche“ Keiltaschen, die von Keilrillen und Bohrlöchern, bisweilen in zeitgleichem Auftreten abgelöst wurden (S. 29 f.). Absolutchronologisch gesehen ließen sich hier vorrömische Abbauspuren nicht feststellen. Für die römische Epoche geben zwei heute verschollene Steine mit Weihinschriften Anhaltspunkte für die Datierung. Der Zusammenhang mit dem Steinabbau ist jedoch nicht gesichert. Die ältesten Abbauspuren lassen sich somit nur ungefähr der Zeit zwischen dem Anfang des 2. und der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. zuweisen. Die nächstjüngeren Spuren, Keilrillen, gehören bereits dem frühen Mittelalter an. Einschränkend merkt der Autor an, daß eine exakte Differenzierung zwischen römischen und mittelalterlichen Keiltaschenspaltungen, die ein Fortführen dieser frühen Technik bezeugen, an der „Hohen Buche“ nur bedingt möglich sei. Die jüngsten Abbauspuren führen in das 19. Jahrhundert (S. 31-33).

Anhand der Werkstücke ist ein vorrömischer Steinabbau anzunehmen. Als ältester Nachweis kann das Fragment eines Reibsteinrohlings, für einen „Napoleonhut“, gelten. Spätlatènezeitliche Handmühlen sind dagegen nicht sicher nachzuweisen. Für die römische Zeit liegt nur ein sicher einzuordnender Untersteinrohling vor, der dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. angehören kann. Bei anderen Stücken ist die römische Zeitstellung fraglich, sie können dem frühen oder allgemein dem Mittelalter angehören. Ein großer Kraftmühlsteinrohling kann nicht genauer als grob in die Zeit zwischen dem 14./15. und dem 19. Jahrhundert datiert werden (S. 34 f.).

Unter den Blöcken sind vier aus der „Fornicher Ley“, dem Bruch am Ende des unteren Lavastromes zum Rhein hin, von Interesse. Bruchwinkel der Längsseiten und Quaderhöhen entsprechen den Maßen der Pfeilersteine der Trierer Römerbrücke aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. (S. 36; vgl. 59 f.). Seit Aufnahme der Bruchtätigkeit in römischer Zeit bis in das 19. Jahrhundert wurden hier nach Schätzung des Autors 10.000 bis 20.000 m<sup>3</sup> Basaltlava abgebaut (S. 56).

Die Nähe des Rheins erwies sich für den Abtransport der gebrochenen Werkstücke besonders vorteilhaft, „bevorzugte man [doch] bis ins 20. Jahrhundert für den Transport größerer Mengen schweren Baumaterials den Wasserweg“ (S. 56). Ein geschütztes Hafengebiet als Verladestelle wurde am Drachenfels angelegt, an der „Fornicher Ley“ erfüllte diese Funktion ein heute verlandeter Rheinarm. Für die gesamten Nutzungsphasen der „Hohen Buche“ bis ins 19. Jahrhundert blieb diese Infrastruktur erhalten, der der Umstand entgegenkam, daß auch die meisten Baustellen über den Wasserweg erreichbar waren (S. 57).

Für etwa ein halbes Dutzend datierter Bauwerke ist die Verwendung von Baumaterial der „Hohen Buche“ zu belegen. Durch mineralogische Bestimmungen von Gesteinsbruchstücken aus einem Abschnittswall nördlich davon ließ sich die früheste Nutzung von Materialien bis in die frühe Hunsrück-Eifel-Kultur hinaufdatieren, obwohl die korrespondierenden Gewinnungsstellen nicht nachzuweisen sind. Der Verfasser vermutet, daß die Anlage der römischen Brüche „nur oder haupt-

sächlich für den Bau der Brücke in Trier“ erfolgte, zumal dies durch die beobachtete Parzellierung nahegelegt sei (S. 59).

Im zusammenfassenden Abschnitt der Publikation vermitteln anschauliche Rekonstruktionszeichnungen ein Bild vom fortschreitenden Abbau der Basaltlava von römischer Zeit bis ins frühe 19. Jahrhundert (Abb. 50-53). Die Steinbrüche der „Hohen Buche“ können als „herausragendes und gut erhaltenes Zeugnis zur Nutzungsgeschichte von Gesteinsvorkommen und zur Entwicklung der Steinbruchtechnik“ gelten, für die der Verfasser zu Recht „schnellen und umfassenden Schutz“ einfordert (S. 70).

Auf den darstellenden Teil folgt ein Glossar, das dem nicht mit der Terminologie der Steingewinnung Vertrauten unverzichtbare Dienste leistet (S. 71-73). Nicht nur deswegen, sondern auch aufgrund der klaren Gliederung sowie der anschaulichen Illustrationen im Text ist die Publikation von jedem am alten Steinabbau in der Vulkaneifel Interessierten mit Gewinn heranzuziehen. Zur Ergänzung der vorliegenden Monographie sei aber auch der bereits besprochene zweite Band der Vulkanpark-Forschungen (vgl. *Trierer Zeitschrift* 63, 2000, 449-451) empfohlen.

*Frank Unruh, Trier*

**Annemarie Kaufmann-Heinmann, Götter und Lararien aus Augusta Raurica.** Herstellung, Fundzusammenhänge und sakrale Funktion figürlicher Bronzen in einer römischen Stadt. *Forschungen in Augst* 26 (Römermuseum Augst 1998). ISBN 3-7151-0026-5. 350 S., 282 Abb., 353 Kat.-abb., 2 Tab. Gebunden, 97,- €.

Die vorliegende Publikation ergänzt die beiden, von der Autorin 1977 und 1994 vorgelegten Katalogbände über „Die Römischen Bronzen der Schweiz“. Dabei geht es um die Auswertung und Synthese dieses umfangreichen Materials, das rund 450 Objekte umfaßt. Alle wichtigen Aspekte werden behandelt, die am Gesamtbestand figürlicher Bronzen für eine wissenschaftliche Untersuchung lohnend erscheinen.

Der erste Teil (S. 15-59) widmet sich ausführlich der Herstellungstechnik, den Werkstätten, den Typen und der Datierung des Materials. Hervorzuheben ist dabei, daß die Autorin hilft, sich von liebgewonnenen Klischees zu verabschieden, wie etwa dem der stilistischen Eleganz und handwerklichen Perfektion früher Statuetten gegenüber den angeblichen künstlerischen Verfallserscheinungen der Spätantike. So sei in allen Epochen mit einem breiten Qualitäts- und Preisspektrum zu rechnen, das sich in den jeweiligen Erzeugnissen manifestiere. Hinsichtlich der Datierung römischer Bronzestatuetten durchschnittlicher Qualität kommt die Studie zu dem Ergebnis, daß sie spätestens von der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. an auch nördlich der Alpen hergestellt wurden.

Der zweite Teil (S. 61-155) untersucht den topographischen und chronologischen Kontext der Bronzen in Augst und Kaiseraugst. In diesem Abschnitt sind katalogartig alle Objekte mit bekannten Fundorten auf einheitlich kleinen Fotos abgebildet. Außer Pompeji - an das der präzentrierte Reichtum von Einzelobjekten schon erinnert - weise keine römische Stadt einen vergleichbar dichten, flächenhaft wie stratigraphisch erfaßten Fundumfang auf. Als Segen für die Auswertung habe sich der Umstand erwiesen, daß von allen Grabungen der letzten 60 Jahre die Dokumentationen und stratifizierten Mitfunde noch vorhanden und greifbar seien. So konnten auch Dateikartierungen nach Räumen, *insulae* und Quartieren sowie Gesamterfassungen für das gesamte Stadtareal vorgenommen werden. Die überwiegende Zahl erhaltener Statuetten stammt aus Fundkomplexen der späteren Kaiserzeit. Als kostbarer und religiös bedeutsamer Besitz angesehen, wurden sie bis zum Ende der römischen Besiedlung aufbewahrt (S. 149).

Was die flächenhafte Verteilung angehe (S. 152), sei festzustellen, daß öffentliche Bereiche, wie Foren, Heiligtümer, Theater und Thermen, offenbar gründlicher geräumt worden seien als die Wohn- und Gewerbequartiere. Votivstatuetten aus Heiligtümern fehlten fast völlig. Aber auch zwischen Wohnhäusern und Handwerksvierteln zeige sich keine verwertbare Differenzierung hinsichtlich Charakter und Menge der erhaltenen Bronzen. Sie eigneten sich somit offensichtlich schlecht als Quellen zur Sozialstruktur. Entscheidend für den Umfang der Metallgegenstände sei das jeweilige antike und nachantike Schicksal der Fundstelle.